

Rudolf Bahro:
Neue Polis?

Vorlesung am 13.7.1992

Korrektur 2

(Band Teil 1)

Ich begrüße herzlich alle, die gekommen sind - insbesondere die Presse, die ich mir eingeladen habe.

Zunächst sehe ich das auch als Pressekonferenz, denn bei alledem geht es mir um den Inhalt dessen, was ich an der Humboldt-Universität gerne weiter vertreten möchte. Es geht mir schon um die Komplexität dieser Information, und ich werde damit beginnen, den Grund zu entfalten, weshalb ich es für nötig hielt, auf diese Weise an die Öffentlichkeit zu gehen.

Ich werde sowohl das, was die weitere Existenz dieses Institutes für Sozialökologie betrifft, als auch das, was ich inhaltlich behandeln wollte, versuchen zu verflechten. Ich bin auch sicher, dass es zusammenhängt - wenn ich nur daran denke, dass ich heute vorhabe, über diese Erfahrung auf dem Hof bei Meißen zu sprechen, über das Thema „Kommunitäre Subsistenzwirtschaft – neue Lebensformen“ - angesichts dieser sozialen Krise hier. Das begann in der letzten Sommervorlesung des Jahres 1991, als Kurt **Biedenkopf**¹ sich vor einem Jahr hier in diesem Raum meiner Herausforderung gestellt hat.

Kurz etwas über die Konstellation, die um das Institut für Sozialökologie entstanden ist: Es gab zwei Warnzeichen im Laufe dieses Sommers, die mich dazu veranlasst haben, mit dieser Presseerklärung - die dort vorn ausliegt – an die Öffentlichkeit zu gehen. Einerseits hatte ich einen Hinweis von Prorektor **Reinsch**², dass es aus strukturellen Gründen überaus schwierig wäre, auch nur die Frage nach der Fortexistenz dieses Institutes zu stellen: weil im Grunde kein Ansprechpartner dafür zuständig ist. Vor jetzt schon langer Zeit war ich mir mit Herrn **Neidhardt**³, der die Strukturierung im Soziologiebereich macht, darüber klar, dass dieses Thema, das ich hier entfalte, eigentlich zu keiner bestimmten Fakultät gehört. Sondern dass es etwas ist, das einerseits, wenn man die mittelalterliche Tradition zu Hilfe nimmt, viel mit Fakultät der freien Künste im besten Sinne zu tun hat - und andererseits mit dem, was heute vielleicht an der Stelle der Theologie stünde. Wenn also die Gottesfrage irgendetwas bedeutet, dann nicht bloß dies: Wie steht der Mensch in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen mit dem anderen Menschen, wie funktioniert Gesellschaft – sondern: da geht es um das Verhältnis Mensch-Natur. Ich glaube, dass das Thema „Ökologische Krise“ ganz entscheidend damit zu tun hat, dass hier die spirituelle Instanz in Europa gründlicher als alle anderen Instanzen gescheitert ist. Wenn wir fragen müssen nach der Erhaltung der Schöpfung – weil der Mensch sie zerstört -, dann dürfte klar sein, dass hier der Geist des Evangeliums nicht

¹ Biedenkopf, Kurt

² Prorektor Reinsch

³ Neidhardt

durchgekommen ist. - Insofern waren wir uns darüber einig, dass das ein Thema ist, das die Grundlagen des Umgangs mit jeglicher Wissenschaft betrifft.

Die Universität gehört zu den fundamentalsten Institutionen dieser westlichen Zivilisation - und das Problem, dass wir uns durch materielle Effizienz um die Ecke bringen, hat mit dem Erfolg der Wissenschaft zu tun. Deswegen habe ich von Anfang an – schon im Gespräch mit der Zeitung „**Humboldt-Universität**“⁴ - gesagt: Die Universität müsste „in sich gehen“, weil sie eine der fundamentalen Instanzen unserer Kultur ist, die ihren Platz in der Welt gründlich überprüfen müsste.

An Wissenschaft, Technik, Kapital und Staat, diesen vier Mächten - so, wie das jetzt miteinander zusammen hängt -, geht die Welt zugrunde. Die verschiedenen Umweltschutz- und Ökologie-Themen in den einzelnen Instituten werden nichts aufhalten. Insofern war ich der Überzeugung: schon das Thema Sozialökologie ist eine Botschaft an die ganze Universität.

Und nun war also das Problem: Wie bringt man das unter?

Natürlich sind alle wachsam, dass ihnen nichts weggenommen werde - es geht um Mittel, um Stellen usf. Und dann schien es das Beste zu sein, einen Brief zu schreiben: Entweder es wird aus dem noch nicht besetzten Fonds von Professorenstellen twas für dieses Institut zur Verfügung gestellt - oder man müsste **Bahro**⁵ entlassen. Das war nicht als Provokation gemeint, sondern sollte auf die Schwierigkeiten der strukturellen Umgestaltung hinweisen. - Dann stellte sich als der beste Weg dar, eine Kommission zusammenzusetzen. Man kann mich nicht ausnehmen von dieser Evaluierung. Man kann das Verfahren akzeptieren, das ist nicht das Entscheidende. Drei Professoren – Professor **Neidhardt**⁶, Professor **Rönnefeld**⁷ von der praktischen Philosophie – also, Ethik - und Professor **Detmund**⁸ für die Philosophie – sowie zwei Beauftragte der Landeshochschulstrukturkommission, die den Senator berät und das Konzept evaluiert, werden sich zusammensetzen.

Das heißt dann noch nicht, dass das Konzept auch einen Platz an der Universität findet. Ich hatte einmal ein Gespräch mit Wissenschaftssenator **Erhardt**⁹: ob das, was ich hier betreibe, an der Universität richtig ist. Er fand die Konzeption überaus interessant, und ihm war auch klar, dass es eines öffentlichen Platzes bedarf, um das auszubreiten - aber ob das an einer Universität sein muss? Es sei politisch nicht wertfrei - und es gibt verschiedene Kriterien für Wissenschaftlichkeit.

- Ich meine, man muss auch die Tradition der Humboldt-Universität sehen: dass Wilhelm und Alexander von **Humboldt**¹⁰ bei ihrer Gründung Pate gestanden haben und dass **Fichte**¹¹, als er hier lehrte, die „Reden an die deutsche Nation“ hielt (die ja sicherlich politisch gewesen sind). - Also, ich bin wirklich gespannt darauf, was eine öffentliche Diskussion darüber ergeben würde - ob das, was ich hier die letzten zwei Jahre gemacht habe, an diese Universität passt.

⁴ Humboldt-Universität (Zeitung)

⁵ Bahro, Rudolf

⁶ Prof. Neidhardt

⁷ Prof. Rönnefeld

⁸ Prof. Detmund

⁹ Wissenschaftssenator Ehrhardt

¹⁰ Humboldt, Wilhelm und Alexander

¹¹ Fichte, Johann Gottlieb

Als zweites Signal bekamen wir die Auskunft, dass wir das nächste Mal nicht in das Vorlesungsverzeichnis aufgenommen werden sollen. Da habe ich mir gesagt: Jetzt gehst du mit diesem Thema an die Öffentlichkeit.

Zwei Jahre volles Auditorium maximum, intensive Workshop-Arbeit nebenbei, Seminare und Vorlesungen - und dieser Versuch, die Idee kommunitärer Subsistenzwirtschaft auch als Antwort auf die soziale Krise in der Ex-DDR hineinzutragen in die Gesellschaft: das zusammen genügt eigentlich, um zu fragen, ob das Provisorium, das das Institut für Sozialökologie bisher darstellt, nicht endlich überwunden werden sollte. Mich hat noch die letzte DDR-Regierung im September 1990 berufen, und dann ist ein „Sozialökologisches Institut in Gründung“ zustande gekommen - und zwei Stellen noch. Auf diese Weise kann das nicht leben und nicht sterben. – Ich habe dem Senator den Vorschlag gemacht, meine Initiative auszunutzen, um etwas Komplexes aufzubauen.

Es geht mir nicht darum, hier allein meinen Diskurs zu vertreten. Im Lauf der letzten 20 Jahre sind viele Leute auf ganz anderen Wegen als ich zu demselben Stoff gekommen, und sie behandeln ihn anders als ich.

Um diesen Embryo, der das Institut für Sozialökologie jetzt ist, müsste etwas aufgebaut werden, man müsste andere Leute neben mich berufen. Mir ist es auch nicht wichtig, eine administrativ-leitende Funktion inne zu haben. Woran mir gelegen ist: das, was da im Laufe der letzten zwei Jahre hier geistig angedeutet worden ist - das wirklich zu entfalten.

So viel zum jetzigen Stand ungefähr.

Heute habe ich noch von der Landeshochschulstrukturkommission gehört, an habe das Thema gewissermaßen an die Universität zurückgegeben: Über die Institutionalisierung könne man nichts sagen, aber der Vorschlag, eine Kommission zusammenzusetzen, die das Konzept evaluiert, wird begrüßt.

Wenn denn das Institut wirklich an der Humboldt-Universität eingerichtet werden soll, dann ist es - jenseits der Frage, was hier in puncto Evaluierung gelaufen ist - durchaus richtig, dass sich mit der Konzeption mehr als die allgemeine Öffentlichkeit der Universität befasst. Insofern wäre ich mit einer solchen Vorgehensweise völlig einverstanden.

Zu meinem heutigen Thema, zu der Frage, die ich mir vorgenommen hatte: „Neue Polis“. Das hängt grundlegend zusammen mit dem Schwerpunkt „Kommunitäre Subsistenzwirtschaft – eine Entscheidung für neue Lebensformen jenseits der Megamaschine“.

Alte Polis: das war ein sozialer Organismus, in dem kommuniziert werden konnte. Wir wissen heute, dass die griechische Polis eine elitäre Angelegenheit war, dass da sehr viele Menschen nichts zu sagen hatten - fast alle Frauen, zum Beispiel: das war eine Männerveranstaltung. Aber nicht anonyme Mächte, die sich der Kontrolle des Gemeinwesens völlig entzogen, bestimmten diesen gesellschaftlichen Prozess.

Für mich ist eine der entscheidenden Fragen, wie man von dem anorganischen, von dem schlechten Massencharakter moderner Gesellschaft wegkommen kann - von einem Typus Gesellschaft, der es schon von der Größenordnung her unmöglich macht, dass es anders als mechanistisch zugeht: Abstimmungen, wo mit 51 % über eine Richtung entschieden wird - wir wissen, dass das im Grunde genommen

kulturlos ist. Und diese Kulturlosigkeit hängt mit dem megamaschinellen Charakter, mit diesen Riesenstrukturen, zusammen.

Ich weise in dem Konzept für die nächste Vorlesungsreihe auf das vielleicht wichtigste Lebenswerk aus unserem Jahrhundert, das mit der Katastrophe umgeht, dass Polis in diesem Sinne - als organische Gesellschaft - nicht mehr möglich ist: Das ist das Lebenswerk von Hannah **Arendt**¹². Sie hat immer wieder verzweifelt versucht, die Prinzipien der antiken Polis (wenngleich idealisiert), von der die gesamte politische Theorie des Westens ausgegangen ist, daraufhin zu prüfen: Was könnte wieder möglich sein?

Und sie hat gefunden: Diese moderne Massengesellschaft, die die Individuen atomisiert - und insofern nämlich vermasst, so dass Masse wir alle sind –, ist keine Frage der subjektiven Qualität, sondern: wir sind verteilt. Wir sind – **Stalins**¹³ Ausdruck ist da durchaus zutreffend für moderne Gesellschaft - „Rädchen und Schraubchen der großen Maschine“ (bloß dass er das positiv sah). - Aber um diesen Punkt geht es:

Wenn ich von dem Zusammenhang mit dieser kommunitären Perspektive, von „Neuer Polis“ rede, dann frage ich, ob es nicht - notwendig sowieso! – aber: ob es nicht möglich ist, von kleineren Strukturen her Gesellschaft neu zu begründen. Häufig wird das vordergründig missverstanden - in dem Sinne: Landkommune, Rückzug aus den Städten. Das ist Vordergrund; das gehört zum Erscheinungsbild des Prozesses möglicherweise dazu.

Ich bin ganz sicher, dass Bertolt **Brecht**¹⁴ - der das damals aus dem Bauch gedichtet hat – empirisch Recht bekommen wird:

„Von ihren Städten wird bleiben / Der durch sie hindurchgeht: / Der Wind.“

Wenn damit auch Millionen- und Mehr-Millionenstädte wie etwa Mexiko City gemeint sind: Ich bin ziemlich sicher, dass wir mit Städten wie Berlin und Frankfurt/Main nicht überleben werden und dass sich das Problem - von selbst allerdings - erledigen wird. Doris **Lessing**¹⁵ hat in ihrem Buch „Memoiren einer Überlebenden“ vorweggenommen, was passiert, wenn die Infrastrukturen, die so etwas versorgen, zusammenbrechen. Und wir tun ja alles dafür, dass das früher oder später passiert. Ich sehe das als etwas, was sich ohne unseren Willen vollzieht, woran man vielleicht nicht einmal mehr etwas machen kann - es sei denn, man entscheidet sich, die lebendigen Kräfte aus diesem Zusammenhang herauszudenken und herauszufühlen: das Imperium, die Megamaschine - in diesem Sinne - subjektiv zu verlassen.

Wenn ich jetzt schon die Frage einer kommunitären Praxis, einer Praxis des Auszugs aus dem Industriesystem unter den ostdeutschen Verhältnissen aufgeworfen habe, dann hängt das damit zusammen, dass die soziale Krise, die mit der Vereinigung gekommen ist, eine außerordentliche Chance darstellt, einen Augenblick, den man nicht verpassen darf - während ich überzeugt bin: dem Thema, das sich dort als diesmal vielleicht möglich darstellt, ginge von seiner Notwendigkeit nichts ab, wenn wir uns nicht in dieser jetzigen sozialen Krisensituation befinden würden.

¹² Arendt, Hannah

¹³ Stalin, Josef Wissarionowitsch

¹⁴ Brecht, Bertolt

¹⁵ Lessing, Doris: „Memoiren einer Überlebenden“

Ich lebe in Westdeutschland auch in einer Kommunität. Dort haben sich für diesen Weg Leute entschlossen, die aufgrund ihrer geistigen Erfahrung mit der Moderne den Eindruck gewonnen haben: das bringt nichts mehr, das macht keinen Sinn, in diesen Riesenstrukturen weiter mitzuschwimmen – wir gehen einen anderen Weg. Dagegen kommt hier noch etwas dazu, was man früher mit „Not lehrt beten“ beschrieb. Aber das können bigotte Gebete sein (müssen es jedoch nicht). - Ich sehe in dem Druck der sozialen Krise hier auch einen Vorteil; für meine Begriffe hängt alles davon ab, wie wir die Not definieren und was wir dann beten: es muss ja kein kleiner Katechismus sein.

Vor ein paar Wochen hat hier Adolf **Holl**¹⁶ über die spirituelle Tradition der Selbstverkleinerung gesprochen - man könnte es wirklich wählen, „Minderbruder“ – so haben sich ja die Franziskaner, die Minoriten, damals genannt – und „Minderschwester“ zu sein. Aus dem Saal kam dann der Gedanke: man kann dazu verdonnert sein, unfreiwillig - Minderbruder und Minderschwester zu sein -, man kann es aber auch als Chance nehmen, dass einem ein Geschick zufällt, das anderen vielleicht nicht zgedacht ist: die Westdeutschen haben keinen Anstoß, so aufzuwachen, wie wir jetzt. - Das ist die psychologische Konstellation, auf die ich mit der Vorlesungsreihe, die abgelaufen ist, und mit der kommenden Vorlesungsreihe reagieren will.

Was habe ich hier im Laufe des letzten Jahres gemacht?

Ich habe versucht, möglichst konkret nach der Subjektivität der Rettung – wenn sie denn möglich sein sollte - zu fragen. Ich habe darauf orientiert, bei uns selber nachzusehen: wo könnten wir in uns den Umschlagpunkt finden? **Marx**¹⁷ hat von toter und lebendiger Arbeit gesprochen: dass die tote Arbeit alles kommandiert und die lebendige beherrscht, dass der Mensch nicht freikommt. Wie könnten wir freikommen vom Diktat der toten Arbeit - dessen, was als Struktur, Materie, materielle Kultur festgeschrieben ist?

Ich habe das zugespitzt auf das Thema: „Toter Geist und lebendiger Geist“. Alles, was in Technologie, Technik, Kapital, Staat in Strukturen geronnen ist, ist eigentlich toter Geist, der uns besetzt hält - besetzt hält in einem ganz empirischen Sinne. Volker **Hauff**¹⁸ – der nachmalige Oberbürgermeister von Frankfurt - hat mir einmal in einer Diskussion bestätigt, dass der Haushalt von Frankfurt zu 102 % festliegt, wenn die Stadt im nächsten Jahr so aussehen soll wie in diesem Jahr: Das ist die Herrschaft der toten Arbeit und des toten Geistes.

Und wenn ich mit der ganzen letzten Vorlesungsreihe nach Wegen zur reinen menschlichen Natur gefragt und mir dazu Menschen eingeladen habe – Männer und Frauen -, die zu den jeweiligen Dingen etwas zu sagen haben, dann ging es mir darum: Der lebendige Geist kann nur im Individuum erwachen.

Für die nächste Vorlesungsreihe geht es mir um Folgendes: Ich will die Frage nach reiner menschlicher Natur, die Frage nach dem von den materiellen Strukturen – also, Überbaustrukturen befreiten menschlichen Geist stellen: was der neu anfangen könnte - dass man sich auch für die Gesellschaft vornimmt, neu damit umzugehen. Es geht um den Umgang mit der unmittelbaren Erfahrung, dass wir nichts machen können. In den letzten zwei Jahrzehnten war in Westdeutschland die Ökologiekrise

¹⁶ Holl, Adolf

¹⁷ Marx, Karl

¹⁸ Hauff, Volker (nachmal. OB Frankfurt/M.)

so angekommen, dass man von jedem Taxifahrer bestätigt bekommen konnte: Es geht eh alles den Bach runter – wir können nichts machen.

In der nächsten Vorlesungsreihe – die die Überschrift haben wird "Neue Politeia (das hängt mit Polis zusammen) - Zugänge zu einer naturverträglichen Kulturpolitik – Ökonomie – Über Koordinaten eines Rettungsweges in der ökologischen Krise" - will ich also fragen, wie sich das im sozialen, im politischen Bereich umsetzen könnte - obwohl ich fest überzeugt bin, dass die Entscheidungen im Individuum fallen. Es hatte seinen Grund, dass ich mich zuerst mit dieser subjektiven Seite befasst habe.

Jetzt geht es um „Neue Politeia“.

„Politeia“ ist ein Begriff, der mit „Polis“ engstens zusammenhängt, sich aber nicht auf Politik im modernen Sinne – also, auf diese besondere Sphäre von Staat, Politik u.dgl. konzentriert, sondern: die Polis ist das Gemeinwesen. Und „Politeia“ ist das Thema oder der Stoff, der sich mit Verfassung dieses Gemeinwesens, mit der Realverfassung im weitesten Sinne, befasst. Von der Lebensart, vom Lebensstil, vom Wachsen des Bewusstseins und der aus dem Bewusstsein abgeleiteten Strukturen in den Institutionen und in der Produktion her - aus dieser Perspektive die Verfassungsfrage für die Gesellschaft. - Das ist das Thema, die Schaltstelle.

Wie hängen beiden Vorlesungsreihen zusammen, vom individuellen Gesichtspunkt? Wir entscheiden ja selbst, ob wir weiter mitspielen wollen oder ob wir in dieser Totalkrise der Zivilisation etwas Anderes anfangen wollen. - Dann aber geht es darum: Wie werden wir mit der gesellschaftlichen Situation fertig?

Da will ich zurückkommen auf „Polis“ im Sinne von neuen Lebensformen, von Neugründung der Gesellschaft. Denn wir verlieren unsere Kraft, wenn wir unmittelbar von der Analyse der Katastrophe mit der Megamaschine zu der Frage übergehen, was man denn nun machen könnte. Wir sehen zum Beispiel alle die Symptome der Selbstausrottungslogik - und suchen jetzt im Rahmen der Gegebenheiten Antworten. Worauf es dann hinausläuft, ist im Grunde genommen nur: Begrünung, Ökologisierung – und das kann nur Pseudo-Bewältigung der Megamaschine sein. Es kann dabei nichts Anderes herauskommen als diese Politik und Praxis, namens der Ökologie noch ein Stockwerk Industriesystem mehr auf die Megamaschine drauf zu setzen, damit die Massenproduktion gerechtfertigt wird.

Es fahren mindestens zehnmals zu viel Autos (allein schon Lkws) über den Brenner-Pass: die sollen aber bitte Katalysatoren haben. Das ist Ökologisierung der Megamaschine, ist nur Verbesserung des Weges in die Katastrophe hinein.

Und nichts von dieser Art Pseudo-Ökologie, nichts von diesem Umweltschutz – was in Wirklichkeit Arbeits-Schutz der großen Maschine ist: dass sie nämlich weiter machen kann – hat in meinen Augen irgendetwas mit einer Rettungsmöglichkeit zu tun.

Was ich seit zehn Jahren vertrete, habe ich, als ich auf drüben dem Parteitag der Grünen sprach - der sicherstellen wollte, dass die Grünen auch in den Bundestag gelangen; Ende 1982 war das -, „Auszug aus dem Industriesystem“ genannt. Mir hat sich damals gezeigt, dass es eigentlich nicht geht, so eine Forderung im Rahmen einer politischen Partei, die um Wählerstimmen konkurriert, aufzumachen. Viele aus diesem grünen Umfeld sind ans Mikrofon gegangen und haben gesagt: „So haben wir das aber nicht gemeint.“ - Der Hintergedanke war: wir kriegen dann die 5 % nicht

zusammen. Und ich war und bin der Meinung: die 5 % für eine politische, grüne, ökologische (wovon ich glaube, dass es ist alles Pseudo- ist) Programmatik - die verschweigt, worum es wirklich geht -: das wird den Aufbruch nicht bringen. Wenn man das so angeht, dann gibt das Trost - falschen Trost.

(Bandende)

(Band Teil 2)

Das verhängnisvolle Funktionieren des Industriesystems - dieses über die ganze Welt sich ausbreitenden Krebsgeschwürs, das das westliche Industriesystem ist - meine ich damit. In Westdeutschland ist das so funktionsfähig, dass sich einstweilen wirklich nur Einzelne herausfallen lassen - oder hinauszugehen beschließen.

In Ostdeutschland haben wir jetzt eine Situation, wo die Hälfte der Bevölkerung herausgefallen ist - ohne dass das jemand unmittelbar so gewollt hätte. An dem normalen Kolonialismus, der hier passiert, ist, glaube ich, wenig beschlossen, da steckt wenig Verschwörung drin, die Leute, die die entsprechenden Entscheidungen getroffen haben – Währungsunion, beispielsweise – waren sich gar nicht darüber klar, was jetzt hier (im Grunde immer noch milde, weil es im eigenen Lande ist) passiert. Es würde den Interessen der Bundesrepublik nur schaden, wenn sich das hier voll auswirken würde, so wie sich diese Zitadellen der westlichen Zivilisation ringsum auswirken: Wo eine – in Führungszeichen - „unterentwickelte“ Zivilisation die politische Grenze gegenüber dem Westen fallen lässt, ist nicht bloß die Produktionsstruktur (die erweist sich natürlich als unproduktiv), sondern die ganze Kultur hoffnungslos der Zerstörung durch den Weltmarkt ausgeliefert. Und für die Völker jeglicher Zweiten und Dritten Welt ist der Marktmechanismus verheerender noch als der Plan. Das haben wir hier jetzt sehen können. Und das ist ein Faktum, über das sich die politische Klasse der Bundesrepublik nicht wirklich klar ist. Insofern ist es eigentlich für uns alle günstig, dass wir hier eine Erfahrung mit Kolonialismus im eigenen reichen Lande machen.

Und das ist der Hintergrund, vor dem sich hier eine andere Möglichkeit auftut.

Es gibt zu der Situation in der Dritten Welt nur einen einzigen, allerdings bedeutungsvollen Unterschied.

Ich will es über eine Erfahrung schildern, die mir Manfred A. **Max-Neef**¹⁹, ein Norweger, der in Chile lebt, übermittelt hat. - Der hat einmal den alternativen Nobelpreis für seinen Versuch bekommen, in Ländern der Dritten Welt - in Lateinamerika - lokale Strukturen wiederzubeleben, die von der Zentrale vergessen sind. Dieses Konzept hatte er schon vor dem Einbruch der **Pinochet**²⁰-Diktatur in Chile entwickelt. - Wir trafen uns dann vielleicht sieben Jahre später, und er schilderte folgendes Paradox:

Jetzt marschiere, sagte er, auf bestimmten Schneisen die Modernisierung - das amerikanische Kapital kommt herein, an bestimmten Stellen entstehen neue Arbeitsplätze, neue Strukturen. Es baut sich etwas auf - aber nicht wie in den USA, in der Tendenz: 2/3-Gesellschaft -, sondern 1/3- oder 1/4-- oder 1/5-Gesellschaft: diese Schneise Fortschritt im Sinne der westlichen Entwicklung ist also verhältnismäßig schmal. - Und jetzt kommt der Unterschied zu den hiesigen Verhältnissen:

¹⁹ Max-Neef, Manfred A.

²⁰ Pinochet, Augusto

Sozialstaat - in Chile nahe Null (nicht Null, aber: nahe Null). Die Bevölkerung ist somit größtenteils gezwungen sich umzusehen: Was könnte man denn machen? - Max-Neef hat mir dann geschildert, wie viele lokale Initiativen es jetzt gibt. Wenn die Menschen sich nicht mehr abhängig machen davon: Die werden das schon für uns regeln! (schon allein, weil die Botschaft eintrifft: Da regelt sich nichts mehr!) – dann rafft sich das an Energie, was im Menschen schläft, auf - und es kann etwas Anderes anfangen.

Das ist dort – also, sozusagen – unter Bedingungen vor sich gegangen, da die Verführung, sich ins soziale Netz fallen zu lassen, nicht gegeben war.

Bei uns ist die Konstellation anders, was das betrifft – hier wird nur unabsichtlich jemand verhungern, solange nicht die Gesamtstruktur zusammenbricht (das ist eine andere Frage). Ansonsten gibt es natürlich ein Interesse, dass Deutschland keinen Elend-Hinterhof hat.

Umso spannender ist die Frage, wie sich in dieser Situation die Menschen entscheiden werden. Das ist bei all dem der entscheidende Punkt: Wie werden sich die Menschen entscheiden (nicht wie in einem normalen reichen Land, und nicht bei solchen Verwerfungen, wie sie in Deutschland jetzt herrschen).

In der Regel fallen Menschen, die sozial und psychologisch von Kindheit an benachteiligt waren, zuerst heraus. Aber hier fällt ja praktisch die Hälfte der Gesellschaft aus dem sozialen Reproduktionsprozess heraus. Und da das vorige Regiment hier einen sehr großen Teil der energischen Elemente dieser Gesellschaft in die Partei hineingezogen hatte (von denen jetzt viele unter die Abgewickelten fallen), hat ein tendenziell besonders energiereicher Teil der Gesellschaft keine Beschäftigung. Da ist in meinen Augen das Thema „Arbeitsplatz im Industriesystem“ wirklich nicht das zentrale. Die PDS beklagt in ihrem neuen Programm – oder jetzt dieser Aufruf „Für Gerechtigkeit“ –, dass die Betriebe nicht produzieren und die Genossenschaften kein Gift mehr streuen (so sage ich es): ich finde, man sollte auf fruchtbarere Weise mit dieser Konstellation umgehen.

Hier hat ein sehr großes geistiges - seelisches - Energiepotenzial keine rechte Beschäftigung und fragt sich, womit man sich ferner beschäftigen soll.

Wir haben eine Situation, da nicht nur die soziale Krise dazu aufruft, sich nach anderen Wegen umzuschauen, nach irgendeiner Art von Notstandspolitik: letzten Endes bringt Notstandspolitik nichts.

Wo die ökologische Krise die Frage aufwirft, ob man nicht einen ganz anderen Weg gehen sollte, stellt sich für mich das Thema so: Da sind also die Menschen frei, brauchen sich nur zu entscheiden. Da ist Land ungenutzt, mit Bodenwertzahlen in Brandenburg von 20, 25, 30 (wenn es hoch kommt, 40) - in der Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches wird es wohl nicht so viel werden mit dem Zugang zum Weltmarkt für diese Böden. Die Subventionen fallen aus - und ich habe selbst erstklassigen Boden einstweilen brachliegen sehen. (Wenn die Extensivierung ausgesetzt wird: das hat für eine gewisse Zeit seinen Vorteil - weil die Erde sich erholen kann.) – Es ist jedenfalls Boden da, und an Arbeitsmitteln und an Gebäuden ist auch manches liegengeblieben – bloß wegen dieses relativen Kostennachteils, der mit der geringeren Produktivität zusammenhängt.

Der Hof bei Meißen, auf dem wir das Treffen über neue Lebensformen hatten: die Wessis, die den jetzt haben, sind erst seit September vorigen Jahres da. Aber die haben aus dem Schrott der DDR für ´nen Appel und ´n Ei schon eine Tischlerwerkstatt und eine Schlosserwerkstatt zusammengeholt. Vielleicht hat die Bandsäge, die da steht und arbeiten kann, vielleicht zehn Prozent zu wenig

Produktivität: das ist nur dann interessant, wenn man auf den Weltmarkt dringt, mit der kapitalgetriebenen High-tech-Logik konkurrieren will - nicht, wenn es darum geht, das eigene Häuschen zu reparieren.

Und da kommen wir nun an die spannende Frage.

Christian **Schneider**²¹, ein sorbisch-deutscher Schriftsteller, war mit seiner Frau auf den Hof gekommen. In einer Zuschrift an das „Neue Deutschland“ stellte der dann folgende irgendwie paradoxe Konstellation auf: „Wieso willst du denn“ – sagte er zu mir – „das Gemeinschaftliche neu erfinden?“ („das Fahrrad neu erfinden“, nannte er das). „Wir hatten es doch in der LPG (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft).“ - Daran ist manche Beschönigung, fürchte ich – und da ist auch etwas Wahres. Ich denke nur: was dort ‚gemeinschaftlich‘ noch war, das sind vergangene Formationen in vielerlei Sinne. - Das Paradoxe in der Zuschrift von Christian Schneider war (er belehrte mich zugleich darüber): Bei dem Hof, auf dem wir uns dort trafen, sollen nur noch 12 Hektar Land sein (es waren einmal 40). Von 12 ha Land könnte keine Bauernfamilie leben, man brauchte 50 –100 ha. - Ja, unter welcher Bedingung denn? Unter den Bedingungen des EG-Agrarmarktes! Unter der Bedingung also, dass man von der Bank in Zinsknechtschaft genommen wird (wie das früher geheißen hat) – also, rennen muss, um das Geld reinzuholen. Und möglicherweise reicht es dann noch nicht einmal für den Lebensstandard, den man zuvor hatte.

Claudia von Werlhof - die hier einmal gesprochen hat – konnte in Venezuela dieses Thema in der folgenden klassischen Reinform besichtigen: Dort hat eine Bäuerin ihr erklärt: „Von 1 ha, den wir in Subsistenz – für uns selbst, unsere kleine Familie – bestellen, konnten wir notdürftig leben. Notdürftig deshalb, weil aus der herrschenden Gesamtstruktur schon die Verelendung, die Pauperisierung der Bevölkerungsmassen im Gange war. Aber man konnte notdürftig leben. Wenn wir aber auf 10 ha Cash-crops für den Markt anbauen, haben wir keine Zeit und keine Kraft mehr, um Lebensmittel anzubauen.“ - Man braucht also jede Fläche, um das Kapital zu bedienen - und es reicht nicht mehr, um die Kinder mit dem Nötigsten zu versorgen. Der Mann braucht dann noch ein Motorrad, aus verschiedenerlei objektiven und subjektiven Gründen – also, die Subsistenz, das, was eigentlich Selbstversorgung hieß, wird aufgezehrt.

Politökonomisch ginge es hier darum, mit dem Lob der freien Lohnarbeit zu brechen. Was diese Bauern da in Venezuela als Bankangestellte sind: das sind noch keine freien Lohnarbeiter. Die werden anders vom Kapital ausgebeutet. Aber die Grundvoraussetzung, die hier in den reichen Ländern im 17./18./19. Jahrhundert entstanden ist: das war die freie Lohnarbeit. Da ist, wer vorher Bauer war, vom Boden getrennt worden und von den Arbeitsmitteln - und diese Trennung ist die Voraussetzung, dass er dem Kapital zur Verfügung steht. Wenn dann eine Reservearmee da ist, wenn Leute nicht beschäftigt werden: um so besser für das Kapital.

Die Frage, um die es jetzt geht und die aufgrund des Kräfteverhältnisses, das jetzt hier in Ostdeutschland entstanden ist, gestellt werden kann, lautet: Ob man nicht diese Enteignung der Menschen von der Erde und von den Werkzeugen - den Arbeitsmitteln für die Reproduktion des täglichen Lebens - auf eine neue Weise und mit einer neuen Perspektive rückgängig machen kann? Und zwar im größeren Stil rückgängig machen kann. – Das ist das Thema.

²¹ Schneider, Christian

Historisch kann ich anknüpfen an eine Aktion, die Ferdinand **Lassalle**²² unter dem Feuer von **Marx**²³ unternommen hat. **Marx**²⁴ orientierte auf Arbeiterbewegung, die durch den Kapitalismus hindurchgehen wird, vorwärts – daher: Metallarbeiterverband und IG Metall, nicht Handwerk und Bauern: Und er meinte, Lassalle verrät, indem er zu Bismarck geht und Staatshilfe für Arbeiterkooperativen fordert, diesen Befreiungsprozess der Arbeiterklasse.

Wir können das heute, glaube ich, ohne große theoretische Diskussion bewältigen. Es ist ja zu diesem Ausbruch aus dem Kapitalismus via Lohnarbeit – also, über die Organisation der Arbeiter, über die Unterklasse der kapitalistischen Formation – nicht gekommen, so dass wir uns die Sorge, wieder kritisiert zu werden, nicht machen müssen.

Was **Lassalle**²⁵ damals gesehen hat: Das Kapital fragt nicht nach den Arbeitskräften. Warum sollen die Menschen nicht neu – oder auch: wieder – die Gelegenheit bekommen, das, was sie zur Selbstversorgung brauchen, auch in der Hand zu haben? Und dafür forderte er Staatshilfe.

Wenn der Staat verfassungsgemäß dazu da ist (das ist der Schwur, den der Kanzler immer leistet), „Schaden vom Volke abzuwenden“, dann gibt es einfach die Verpflichtung, dort, wo diese riesige Lücke klafft zwischen den Menschen und dem, womit sie sich das erarbeiten können, was sie zum Leben brauchen, einzuspringen. Bis jetzt tut das der Staat (in den reichen Ländern, wohlgerneht) via Sozialstaat, wie **Bismarck**²⁶, der die Sozialversicherung eingeführt hat, auf absolut unproduktive Weise - indem er die Arbeitslosigkeit bezahlt, Umschulungs- und AB-Maßnahmen, die es zum großen Teil nicht bringen werden - schon, weil die Perspektive unreal ist, auf die hin das unternommen wird.

Das sind vielleicht 12 000 Mark im Jahr, was ausgezahlt wird. Für den Staat werden es sehr viel größere Summen sein - das ist ja nicht nur das Ausgezahlte. Pro Kopf wird das näher an 50 000 DM liegen als an 10 000 DM:

Hier gibt es eine ungeheure Ausgabe, die nicht bloß unproduktiv ist (auch aus der Sicht des Staates oder der Interessen, die da regulär sind), sondern die außerdem die D-Mark an den Rand des Scheiterns bringt - also, die genau das Instrument des Sieges, den Westdeutschland - Adenauer-Deutschland - hier errungen hat. Die DDR ist bis jetzt nicht verdaut - und es sieht auch nicht so aus, als ob das in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren gut geht, wenn man auf nichts weiter kommt.

In meinen Augen beinhaltet die politische Konstellation die Aufforderung, aus diesen Alimenter, die da ausgezahlt werden müssen – das ist auch ein Kräfteverhältnis! –, etwas gesellschaftlich Produktives zu machen (und sei es etwas, das nicht in den Gewinnrechnungen und damit auf der Steuerseite ausschlagen wird).

Die Arbeitsplätze in der großen Industrie, die via High-tech neu geschaffen werden sollen (und die mit Sicherheit nicht für alle geschaffen werden), kosten 300 000, 400 000, 500 000 Mark, je nachdem - bürokratische und Handelsplätze mögen etwas billiger sein. Aber das bringt ja den Prozess nicht ins Rollen.

²² Lassalle, Ferdinand

²³ Marx, Karl

²⁴ Marx, Karl

²⁵ Lassalle, Ferdinand

²⁶ Bismarck-Schönhausen, Otto von

Lebensarbeitsplätze, Plätze, wo Leute sich das, was sie für ihre Grundversorgung brauchen, selbst erarbeiten können, besonders dann, wenn das viele anfangen und sich dabei gegenseitig helfen, eine andere Art von Austausch in Gang bringen: das ist zu haben. Mit einem Freund, der drüben mit mir in der Kommune lebt, haben wir das einmal durchgerechnet. Das ist ab 60 000 Mark zu haben: etwas aufbauen (in einem größeren Kontext allerdings), was zur Selbstversorgung führt, wo es auch Wege in ökologische Landwirtschaft hinein geben, sich mit Naturschutz verflechten könnte. Das könnte ein Weg werden aus der herrschenden Megastruktur heraus und in eine neue Struktur hinein - gar nicht aus der Gesellschaft heraus, sondern in die Gesellschaft hinein. Früher hätte man gesagt: da könnte ein dialektischer Prozess zustande kommen.

Das ist die Perspektive, die ich im Zusammenhang mit kommunitärer Subsistenzwirtschaft sehe. Wenn sich genügend Menschen zusammentun, kommt folgende Logik heraus: Vier Leute – um auf dieses Venezuela-Beispiel zurückzukommen – können von 1 ha Land schlecht leben. 40 Leute und 10 ha Land: die Relation ist dieselbe, das geht recht und schlecht. Aber 400 Menschen könnten sich von 100 ha Land ernähren – und hätten nicht nur mit der Erde zu tun. Die Perspektive muss auch keineswegs „zurück zu den mittelalterlichen Werkzeugen“ sein. Ivan **Ilich**²⁷, einer, der für mich schon immer Orientierung gewesen ist, hat in dem Zusammenhang den Ausdruck „conviviale Technik“ gebraucht. - Bis jetzt ist im Zusammenhang mit der Hochzeit von Kapital, Wissenschaft und Technik nie die Frage gestellt worden, wie sich Handwerk und High-tech, bäuerliches Arbeiten und High-tech zusammenbringen ließen, auf kleinem Maßstab („Small is Beautiful“, die Formel **Schumachers**²⁸) - weil das Subjekt dafür nicht konstituiert war. Die Forschungsmilliarden und die Energie der Leute - das Ingenium -, gehen in mörderische Großtechnologien: vom Atom zum Weltraumflug, zu dem, was die Physiker kilometerweit unter der Erde an Elementarteilchen herumjagen – in diese Wissenschaft, die über das Äußere alles erfahren will, während wir über die eigentliche Funktionsweise der Seele und der Gesellschaft immer noch verhältnismäßig wenig wissen.

Ich frage mich, ob sich genügend Leute zusammenfinden, um sich den Zugang zu Land zu suchen und, wenn sie Lobby genug sind, auch Mittel für den Start zu bekommen.

Günstig an der sächsischen Situation ist, dass Ministerpräsident **Biedenkopf**²⁹ – und auch sein Staatssekretär für Landwirtschaft, den er für die Zusammenarbeit benannt hat – den Stoff auch sieht. Er würde ihn nicht in den Worten beschreiben, in denen ich ihn hier beschrieben habe, aber er sieht dasselbe Thema. In seinem Buch „Die neue Sicht der Dinge“ hat er seine Option für kleine Lebenskreise ausgebreitet – wenn auch nicht so ins Ökonomische hinein gedacht, wie ich das jetzt hier entrollt habe. Aber er sieht ebenso, dass diese Großstrukturen in Produktion und Handel (wenn da so ein ALDI-Markt hingestellt wird, und 17 kleine machen zu) einen Kulturverlust erster Güte bedeuten, angefangen in der Seele der Betroffenen. Das kann die Landeskultur nur zerstören. - Es gibt also auch ein - im besten Sinne – konservatives Interesse daran.

Meiner Meinung nach kann ein Interesse die politische Frage: Wem nützt es nun?, an einer bestimmten Stelle unsinnig werden lassen. Wenn es darum geht, aus dieser

²⁷ Ilich, Ivan

²⁸ Schumacher, E.F.

²⁹ Biedenkopf, Kurt: „Die neue Sicht der Dinge“

megamaschinellen Selbstmordstruktur, in der wir uns bewegen, heraus- und in eine andere Struktur hineinzufinden, und es gibt da die Bereitschaft zu helfen: dann ist es wenig interessant, wem das konventionell auch noch nützt. Daran, wie die Machtverhältnisse liegen, ändert sich gewiss noch weniger, wenn man auf solche Initiativen, die für den Einzelnen und für die Gesellschaft konstruktiv und produktiv sein können, verzichtet. - Das könnte ein Versuch werden, auf neue Verhältnisse im Ganzen vorzugreifen.

Das Problem, das sich stellt, wenn man dann praktisch auf dieses Thema zugehen will, weist auf unsere Subjektivität, auf unsere Entscheidung zurück.

Ehe ich dieses Treffen in Sachsen konkret ins Auge fasste, hatte ich mir die Frage: „Neue Polis – wie wir uns auf den Weg in eine lebensfrohe Gesellschaft machen können“ als Thema gestellt. Ich bin davon ausgegangen, dass es schon wahr sein mag (und vielleicht auch ein Anstoss), was ich da genannt hatte: „Not lehrt beten“, dass es aber in Wirklichkeit positive Gründe - solche der Lust und der Freude - geben könnte, sich auf diesen Weg zu machen.

In der letzten halben Stunde will ich mich jetzt der Frage zu nähern versuchen, wie damit umzugehen ist, ausgehend von folgendem Dilemma, auf das wir unvermeidlich zulaufen - gerade dann, wenn wir uns auf den Weg machen, kommunitäre Subsistenzwirtschaft aufzubauen: Das erste, was uns dann klar sein müsste, sind zwei Dinge, mit denen alternative Leute ungern rechnen: Das eine ist –

(Bandende)